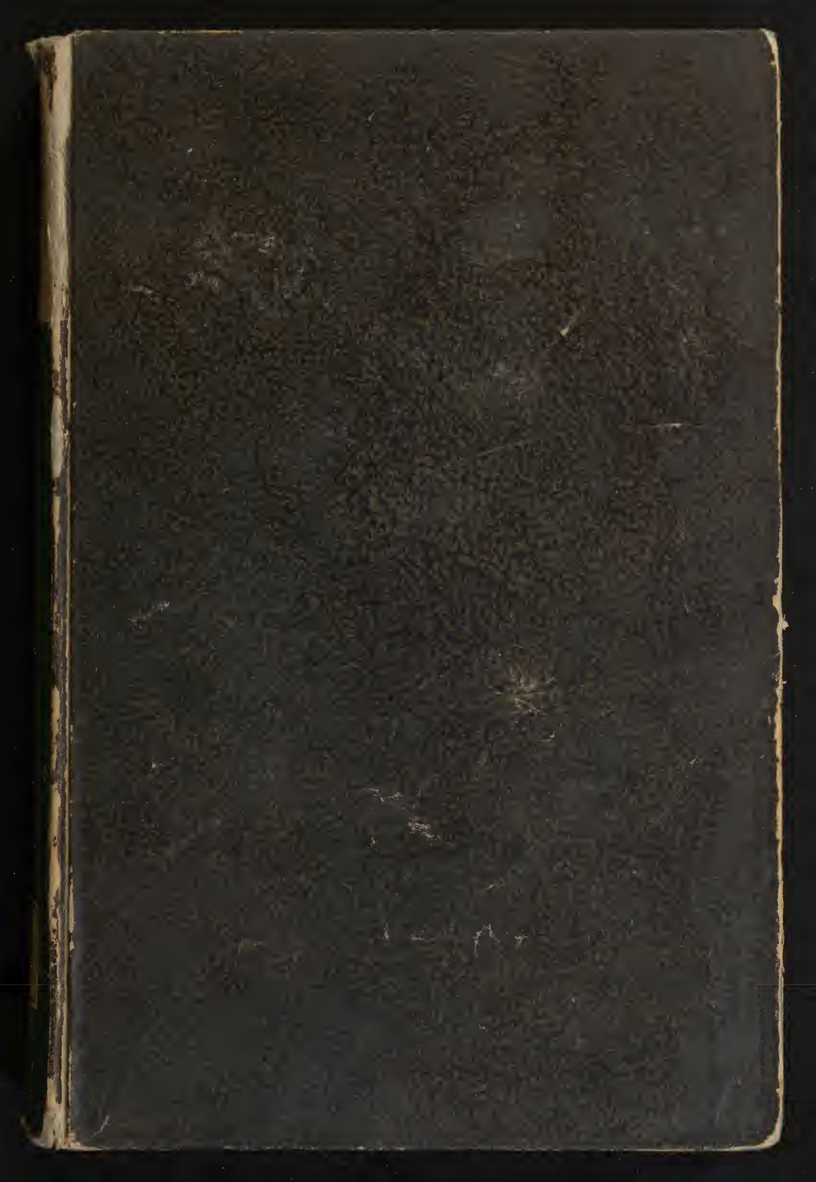
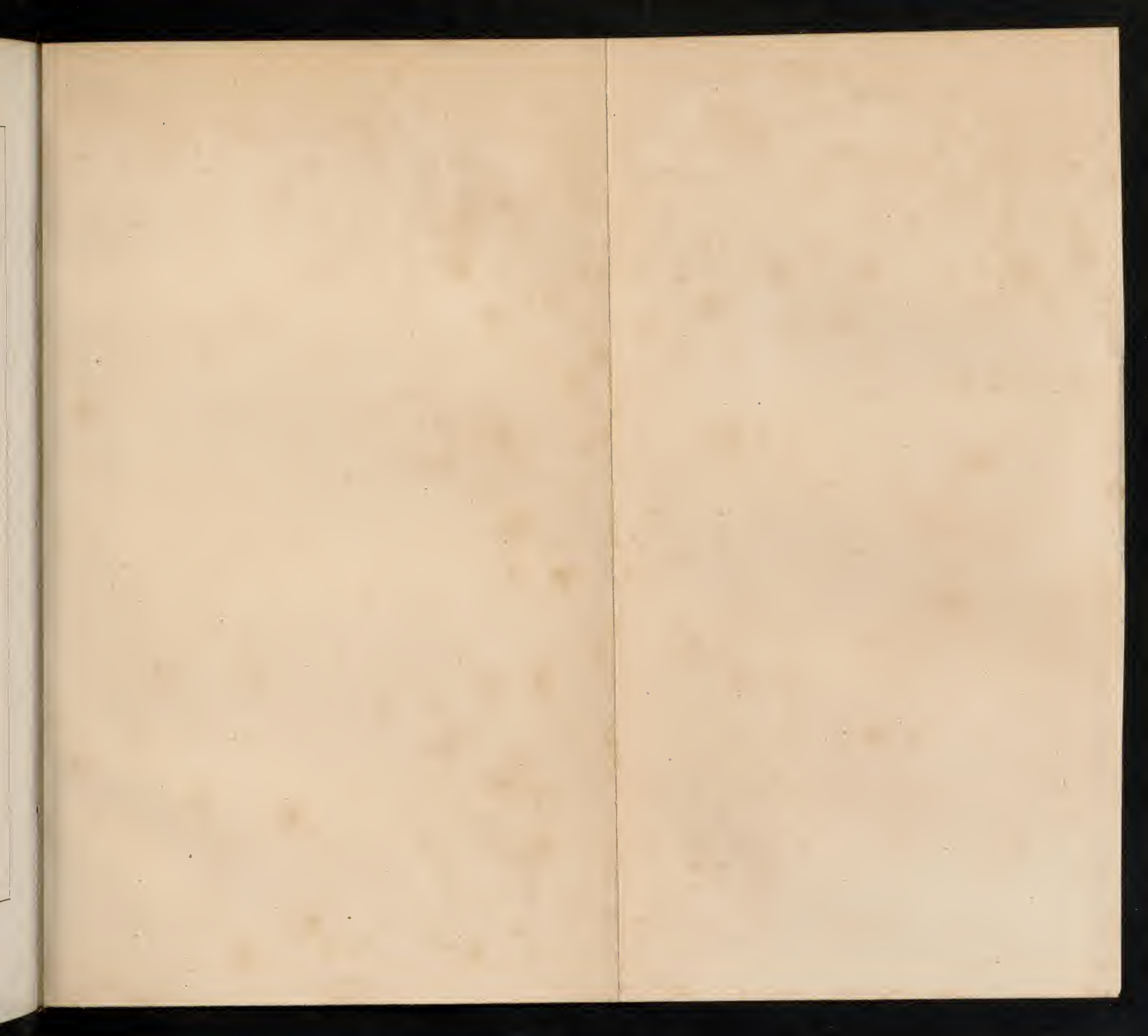







Mapla.
Mapla Weib
Tier 3te Kaste.
Tier Weib.
Zimmermann.
Zimmermanns Weib.
Postläufer.
Polier Weib.

Jakob Ramawarma.

1. Die Bedürfnisse Indiens.

Im Juliheft dieses Magazins haben wir versucht, die Stellung und Bedeutung der eingeborenen Gehülfen in der ostindischen Mission mit einigen Zügen darzustellen. Wir faßten dabei vorzugsweise die Katechisten ins Auge, welche, ohne die kirchliche Ordination empfangen zu haben, in der mannigfaltigsten Weise für die Erleuchtung und Bekehrung ihrer Landsleute mitzuwirken berufen sind. Aber wir wiesen am Schlusse jenes Aufsatzes auch darauf hin, daß, wenn es in Indien zur Gründung einer festen, in sich starken und dauerhaften Nationalkirche kommen solle, nach und nach aus den Völkern Indiens selbst ein einheimischer Klerus müsse herangebildet werden, welcher, erleuchtet und getragen vom Worte Gottes und durch feste Kirchenordnungen zusammengehalten, unter Gottes Gnade die Bürgschaft für die unzerstörbare Dauer einer evangelisch-indischen Landeskirche darböte. Denn gleichwie schon in der allerersten Zeit des Christenthums die Apostel auf ihren Missionsreisen sich zunächst nur zu der Aufgabe berufen sahen, durch die Predigt vom Kreuze Gemeinden zu stiften und die ersten Gemeindeordnungen zu gründen, nicht aber die bleibenden Hirten und Bischöfe derselben zu sein, vielmehr die letzteren womöglich aus der jedesmaligen Gemeinde selbst zu bestellen und einzusetzen, so muß dieß zu allen Zeiten in denjenigen Ländern der Fall sein, in welchen das Christenthum neu eingeführt wird. Das Ziel, dem jeder unserer europäischen Missionare mit der ganzen Hingabe seines Wesens entgegen zu arbeiten hat, ist: sich selbst bald möglichst unter dem Volke, zu dem er gesandt ist, entbehrlich zu machen, und das

Werk, das er in der Kraft des heiligen Geistes begonnen hat, den Händen treuer und bewährter Hirten und Lehrer aus dem neubekehrten Volke selbst zur Fortführung und Vollendung überantworten zu können.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieß Ziel unter dem einen Volke langsamer und später erreicht wird als unter dem andern. Die Schwierigkeiten, die der Mission unter dem einen oder dem andern Volke entgegenstehen, sind oft so groß, und die zu ihrer Ueberwindung aufgebotenen Kräfte verhältnißmäßig so gering, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn jeweilen ein halbes Jahrhundert vorübergeht, ohne daß man jenem Ziele um ein bedeutendes nahegerückt wäre. Während in der Südsee im Laufe einer fünfzigjährigen Missionsarbeit bereits ganze Reihen von Inseln und Inselgruppen vollständig christianisirt und kaum noch als Missionsgebiete, sondern eigentlich als festorganisirte Glieder der christlichen Kirche anzusehen sind; während ferner eben jetzt die westafrikanische Colonie von Sierra Leone in der Uebergangsperiode von der Stellung eines Missionsfeldes zu der einer ordentlichen Volkskirche begriffen ist; so ist Indien mit seinen 140 Millionen heidnischen und muhammedanischen Bewohnern noch ganz und gar Missionsboden. Doch auch hier bieten die verschiedenen Missionsdistrikte einen sehr verschiedenen Anblick dar. Es gibt in dem ungeheuern Gebiet von Indien bis auf den heutigen Tag Gegenden, wo auf eine Bevölkerung von sechs, acht und zehn Millionen kaum zwei oder drei Missionare mit kleinen, fast verschwindenden Gemeinlein von 20—100 Gliedern kommen. Auf der andern Seite gibt es Distrikte, wie z. B. die Provinz von Tinevelly im Süden, wo die eingeborenen Christen nicht nach Tausenden blos, sondern nach Zehntausenden zählen, wo ganze Strecken mit christlichen Dörfern besetzt sind, und wo die heidnische Bevölkerung anfängt die Minderzahl zu bilden gegen die Bekenner der christlichen Kirche. In Gegenden letzterer Art werden natürlich auch die Anfänge einer eingeborenen Geistlichkeit sich allmählig bilden, und der europäische Missionar wird das Bedürfniß und die Nothwendigkeit fühlen, aus der Mitte der Gemeinden selbst nicht nur Katechisten und Schullehrer, sondern auch ordentliche Prediger und Hirten zu bestellen, welche die Heerde nach der Regel des Wortes Gottes weiden und leiten. Zu dem Ende bestehen in mehreren Missionsgebieten Indiens förmliche Anstalten für die Heranbildung tüchtiger Eingeborener zum ordentlichen Predigtamt, gleich unsern theologischen Seminarien daheim. Wir haben im Juliheft die schöne Organisation erwähnt, vermittelst welcher die Missionare in der Provinz Tinevelly sich eine nicht unbedeutende Schaar von Katechisten herangebildet

haben. In demselben Buche, aus dem wir jene Mittheilungen schöpften*), erwähnt Missionar Pettitt noch einer höheren Lehranstalt, welche die Missionare jener Provinz zu gründen für nöthig fanden. „Seit vielen Jahren," schreibt er, „fühlten wir, daß es unsrer Tinevelly-Mission noch an Einer Sache, und zwar einer Sache von größter Wichtigkeit fehle. Wir hatten ein Seminar für Erziehung und Unterricht von eingeborenen Christenknaben, die wir einst für die Mission zu verwenden hofften; wir hatten Präparanden-Klassen, worin junge hoffnungsvolle Männer, die entweder in unserm Knabenseminar gebildet worden waren oder sonst sich in unsern Gemeinden fanden, zu Schullehrern, Vorlesern und Katechisten herangebildet wurden; wir hatten unsre Monatszusammenkünfte mit unsern Katechisten, um sie zu prüfen und zu fördern; aber wir hatten keine Anstalt, kein Mittel, um unsre Katechisten noch weiter zu bringen und ihnen dasjenige Maas von Bildung, allgemeinen Kenntnissen und theologischer Reife mitzutheilen, das wir nöthig erachten müssen, um einen Eingeborenen für das Predigtamt selbst und für dessen selbständige, würdige Verwaltung unter seinen Landsleuten zu befähigen." Nun erzählt Pettitt, wie er in Gemeinschaft mit den andern Missionaren des Distrikts die Sache der Committee in London vorgelegt und die Gründung einer Anstalt beantragt habe, welche in ihrer Art und Einrichtung im Wesentlichen der Missionsschule in Islington (London) ähnlich sein sollte. Die Committee billigte den Plan, machte aber dessen Ausführung noch abhängig von der Lokal-Committee in Madras. Dort befand sich nun bereits eine höhere Erziehungsanstalt dieser Art, und daher kam es, daß die Freunde in Madras den Wunsch äußerten, die Tinevelly-Missionare sollten eher ihre Leute in diese Anstalt senden, als eine neue gründen. Ueber diese Schwierigkeit wäre man leicht hinweggekommen, wenn nicht ein viel bedeutenderes Hinderniß sich in den Weg gelegt hätte. Die Madras-Committee schien es mit der Forderung, daß ihre eingeborenen Predigtamtscandidaten den Kastenunterschied völlig aufgeben und feierlich ihm entsagen, nicht so genau zu nehmen als die Brüder der Tinevelly-Mission. Diese machten es zur unerläßlichen Bedingung, daß jeder Eingeborene, der für die Ordination dem Bischof präsentirt werde, förmlich zum Aufgeben des Kastenunterschieds sich verpflichte, und daß eine dahin lautende Erklärung unter die Grundregeln der Anstalt aufgenommen werde. Dieß hatte langdauernde Unterhandlungen zur Folge, die damit endigten, daß beide Theile sich dahin

*) The Tinevelly Mission, by Rev. G. Pettitt.

verständigten, daß nachfolgende Erklärung von jedem eingeborenen Predigtamtscandidaten unterzeichnet werde, ehe er von der Committee dem Bischof zur Ordination präsentirt werde: —

„Ich glaube, daß das System der Hindu-Kasten dem Geist und den Forderungen des Evangeliums Christi entgegen, den Seelen derer, die demselben anhängen, verderblich, und ein Hinderniß ist eben so sehr für die Uebung brüderlicher Liebe unter den Gliedern der Gemeinde des Herrn, als für die Ausbreitung des Evangeliums in diesem Lande; denn es lehrt die falsche Vorstellung von Unreinheit in Folge bloßer Abstammung; es bindet einen Menschen und seine Familie auf immer an die Stellung fest, in der er geboren ist, und verhindert ihn, sich in eine höhere Stellung in der menschlichen Gesellschaft emporzuarbeiten, was immer auch sein Charakter und seine Leistungen sein mögen; es legt diejenigen in unerträgliche Fesseln, welche der Stimme ihres Gewissens zu folgen und die christliche Freiheit in Sachen der Heirath, der Nahrung und des geselligen Umgangs zu genießen wünschen. Deßhalb verwerfe ich das System der Kaste und entsage ihm, und erkläre, daß es jedes Christen Pflicht ist, von Herzen ihm zu entsagen; und ich werde mit Gottes Hülfe ihm entgegentreten wo und wie ich immer kann, mit meinen Worten und meinem Beispiel, und werde unterstützen und ermuthigen alle diejenigen, die ihre christliche Freiheit gebrauchen im Gegensatz gegen das Kastenwesen."

Nachdem diese Fragen bereinigt waren, stand der Eröffnung der Anstalt in der Hauptstation Palamcottah nichts mehr im Wege. Im Jahr 1846 wurde sie mit sechs Candidaten eröffnet. „Der erste," schreibt Pettitt, „war der Hauptkatechist von Palamcottah, ein Mann von über 40 Jahren, der 20 Jahre lang als Schullehrer und Katechist in der Mission mit großer Treue und Tüchtigkeit gedient hatte. Der zweite war der Katechisten-Aufseher des Surandei-Distrikt's, seit vielen Jahren ein erleuchteter, talentvoller und gesalbter Christ, der seitdem seinen langen und gesegneten Lauf in einem friedlichen und seligen Tode geendigt hat. Die vier andern waren gleichfalls Katechisten. Diese sechs Männer bestanden zuerst eine Prüfung, die so streng und ernst war als irgend eine, welcher sich die Zöglinge des Missions-Instituts in London zu unterziehen haben, und wurden einstimmig in die Anstalt aufgenommen. Am 3. Dezember wurde sie feierlich eröffnet."

Unsre Basler Missionsgesellschaft hat bis jetzt das Bedürfniß einer solchen in Indien selbst zu gründenden Anstalt nicht empfunden. Sie hielt es bis jetzt für zweckmäßiger, jeweilen einen oder den andern bewährten

jungen Hindu geradezu nach Europa kommen zu lassen und ihn mit den andern Missionszöglingen in Basel für das Predigtamt unter den Heiden zu erziehen. Die Vortheile eines solchen Verfahrens, so gewagt sie in mancher Beziehung erscheinen müssen, und so manche Schwierigkeiten damit unzweifelhaft verbunden bleiben, sind dennoch in die Augen leuchtend. Denn es ist nicht nur der geordnete und vollständige theologische Studiengang, dessen Vortheile sie hier genießen können; es ist noch vielmehr das längere Verweilen unter einer nur für Ein Ziel arbeitenden Schaar von gläubigen, im Christenthum gereiften Jünglingen, die Anschauung eines auf christlichen Grundlagen geordneten Gemeinwesens, der ganze Einfluß einer vom Evangelium getragenen höheren Bildung, die sie umgibt. — Das ist es, was ihnen bis jetzt keine noch so treffliche Anstalt in ihrem eigenen Vaterlande zu geben vermag.

Wie der Herr der Gemeinde den ersten Versuch dieser Art in der Person des ehemaligen Bramanen und jetzigen Missionars in Mangalur, Hermann Anandraja Kaundinja, bis jetzt gesegnet hat, ist den Freunden der Basler Mission theils aus einem eigenen Traktat*), theils aus den übrigen Berichten der Gesellschaft bekannt. Ein zweiter Versuch ist dadurch gemacht worden, daß im Jahre 1855 abermals ein Hindubruder hieher kam, der noch jetzt in unserer Anstalt sich aufhält. Möge der Herr über diesem, wie über jenem gnädig wachen.

Aber unsere Missionare in Indien hatten neuerdings den Muth, der Committee noch einen weitern ausgezeichneten Hinduchristen, der diesen Bildungsgang in Europa nicht durchlaufen konnte, zur Ordination für das Predigtamt vorzuschlagen, und die Committee fand volle Freudigkeit, den Antrag zu genehmigen. Wir hätten es nicht gewagt, aus dem Lebensgang, dem Charakter und Wirken dieses trefflichen Christen in diesen Blättern ausführlichere Mittheilungen zu machen, so lange er selbst noch in diesem versuchungsreichen Leben wandelte. Nun er aber nach Gottes geheimnißvoller Fügung so schnell und unerwartet die Erde mit dem Himmel vertauscht hat, haben wir nicht nur keinen Grund mehr, diese Mittheilungen zurückzuhalten, sondern wir glauben sie vielmehr der Gemeinde des Herrn schuldig zu sein.

*) Lebensgeschichte des in Mangalur bekehrten Brahminen Hermann Anandraja Kaundinja, mit Bildniß. Zu haben im Missionshause.

2. Ramawarma's Bekehrung.

Wir sind so glücklich, aus der eigenen Feder des ausgezeichneten Mannes, der nun von seiner Arbeit im Frieden ruht, eine ziemlich ausführliche Lebensskizze in Händen zu haben. Es war aber einer der schönsten und leuchtendsten Züge in seinem Christencharakter, Alles was ihm selbst zur Ehre dienen konnte, mit ungeheuchelter Demuth zu verhüllen, und wo er von sich redet, vorzugsweise seine Sünden und Gebrechen hervorzuheben. Wir dürfen deßhalb, wenn wir den ganzen Mann, wie er durch Christi umwandelnde Gnade geworden ist, kennen lernen wollen, nicht unterlassen, aus den Mittheilungen unsrer Missionare das von ihm selbst gezeichnete Bild zu vervollständigen.

Das südlichste Gebiet, das unsre Missionsgesellschaft auf der westlichen Küste Indiens besetzt hat, ist das Malabar- oder Maleālimland mit den Stationen Cannanur, Talatschēri (Tellitscherry) und Kōlikodu (Calicut)*). Südlich daran stößt der kleine Staat von Kotschin, mit der Hauptstadt gleiches Namens. Hier war es, wo die Europäer (Portugiesen) gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zum ersten Mal festen Fuß in Ostindien faßten. Der berühmte Admiral Albuquerque (sprich: Albukerk) nahm 1503 förmlich Besitz von einem Stück dieses Reiches für die portugiesische Krone; 1663 aber kam es an die Holländer, von denen es 1795 an die Engländer übergieng. Doch blieb den einheimischen Königen oder Radschas ein Distrikt, den sie bis heute innehaben, obwohl sie nicht souverän, sondern von der englischen Oberhoheit abhängig sind. Diese Radscha's, aus der uralten, fast ausgestorbenen Kschētria- oder Kriegerkaste stammend, residiren seitdem in dem von der Hauptstadt zwei Stunden entfernten, landeinwärts liegenden Tripumtura (Tripontary), wo sie in orientalischer Ueppigkeit von ihren Einkünften schwelgen, während sie die Regierungsgeschäfte den Bramanen-Ministern und den englischen Residenten überlassen.

---

*) Bisher schrieben wir in unsern Missionsberichten „Tellitscherry", „Calicut" u. s. w., d. h. so wie die Engländer die Namen aussprechen; der obige Text aber gibt die richtige einheimische Aussprache, wie sie auch in dem, wie wir hoffen, bald erscheinenden trefflichen Missionsatlas von Inspektor Josenhans geschrieben sind. Wir werden diese richtige Schreibweise auch ferner beibehalten, doch jeweilen die gewohnte Weise in Klammern beisetzen; zugleich bemerken wir, daß die Strichlein über den Vokalen die Sylbe anzeigen, auf welche bei der Aussprache der Ton zu legen ist.

In dem Schloß zu Tripumtura wurde am 28. November 1814 dem damaligen Mahā-Radscha (d. h. Großkönig) Vīra-kērala ein Sohn geboren, dem nach indischer Sitte am festlichen Tage der Namengebung der Name Ramawarma, d. h. „der dem Rama Geweihte" beigelegt ward; denn sein Geburtstag fiel auf einen Tag, der dem Gotte Rama, einer Incarnation des durch ganz Indien verehrten Wischnu, geheiligt war. Zugleich übergab man den jungen Königssohn feierlich dem Schutzgott von Tripumtura, dem vierarmigen Wischnu, als Leibeigenen. Er war das zweite von neun Kindern seines Vaters. Während aber dieser seine Liebe mehr dem Erstgeborenen zuwandte, ward Ramawarma der Liebling seiner Mutter Kunjikāwa, die gleichfalls dem reinen, hochangesehenen Kriegerstamm angehörte.

Die Sprache des Landes ist das Maleālim; sie ward auch am üppigen Hofe des Mahā-Radscha gesprochen. Aber die uralte Sitte des Landes erfordert es, daß die Königssöhne, welche auf der Stufenleiter des menschlichen Geschlechts den Bramanen, diesen „Erdengöttern", am nächsten stehen, auch die Sprache der Götter, das Sanskrit, erlernen, in welcher die heiligen Bücher der Hindus und ihre ältesten großartigen Dichterwerke geschrieben sind. Diese Sprache selbst, die jetzt nicht mehr zu den lebenden gehört, ist so heilig, daß sie von den niedern Kasten nicht gelernt, von den untersten nicht einmal gehört werden darf, damit sie nicht entweiht werde. Ramawarma mußte schon als Kind dieselbe erlernen. Sein Vater, der Radscha, war selbst ein sehr gelehrter Mann und hielt deßhalb große Stücke darauf, daß auch seine Prinzen mit allen Schätzen der heiligen und profanen Literatur Indiens vertraut gemacht werden. „Ich mußte vom fünften Lebensjahre an die Bramanenschule besuchen," schreibt Ramawarma selbst; „und weil ich Freude am Lernen und Sinn dafür hatte, wußte ich schon im zehnten Jahr eine Menge Gedichte auswendig und durfte im elften die Grammatik und Logik (Tārka-sāngraham, d. h. Buch der Disputationen) anfangen. Ich gab mich auch gerne mit Astronomie ab und konnte im dreizehnten Jahre die Eclipsen (d. h. Sonnen- und Mondsfinsternisse) berechnen."

Diese wissenschaftliche Bildung, welche dem jungen Königssohn unter den Augen seines gelehrten Vaters und durch die Vermittlung der unterrichtetsten Bramanen, die sich beständig am Hofe aufhielten, zu Theil wurde, war nachmals für ihn, als er den Herrn Jesum gefunden hatte und freiwillig in den süßen Dienst am Evangelio trat, von unberechenbarem Werth. Ja, während er durch seinen nachmaligen Uebertritt zum Christenthum alle Rechte und Ehren seines hohen Standes in die Schanze

schlug und in den Augen seiner verblendeten Landsleute dem verachtetsten Päria gleich wurde, blieb ihm doch als ein unveräußerliches Gut jene überlegene Bildung, wodurch er Allen, auch den Weisesten und Höchstgestellten seines Volkes, Achtung und Ehrerbietung abnöthigte. Ja eben diese höhere Bildung auch in heidnischem Wissen verlieh ihm später eine Macht über seine Landsleute, vor der sich auch der gelehrte Bramane beugen mußte.

Freilich eben diese Studien führten anderseits eine Gefahr für das junge Gemüth mit sich, die wir in unsrer christlichen Heimat kaum gehörig zu würdigen im Stande sind. Diese Gefahr lag in dem heidnisch-sittenlosen Charakter des größten Theils der indischen Literatur, welche Ramawarma zu studiren hatte. Auch unsre christlich-europäische Jugend wird allerdings schon frühe in den Geist des sogenannten klassischen Alterthums, d. h. in die Denk- und Anschauungsweise der alten heidnischen Römer und Griechen eingetaucht und dadurch unvermerkt und mehr als man gewöhnlich ahnt und zugeben will, unter einen wirklich heidnischen Einfluß gestellt. Die Wirkung davon ist in Mitten unsres abgefallenen Geschlechts gar nicht zu verkennen; sie tritt uns entgegen in tausend Erscheinungen des wissenschaftlichen, ästhetischen und praktischen Lebens unsrer Zeit. Und doch sind die römischen und griechischen Klassiker, diese Bildungsquellen unsrer Jugend, fast krystallreine Wasser im Vergleich mit dem Schmutz und der Unreinigkeit, welche die klassische Literatur Indiens charakterisirt. Die „Gedichte", welche der zehnjährige Ramawarma schon „in Menge" auswendig wußte, waren ohne Zweifel Darstellungen heidnischer Göttergeschichten, wie sie Indien in so reicher Fülle besitzt und die ein reiner Sinn nicht ohne Ekel und Abscheu zu lesen vermag, oder poetische Lehrdarstellungen, in denen die heidnische Lebensanschauung ihren Ausdruck fand. Ach, wie viel Verunreinigung des Herzens und der Phantasie, wie viel irreleitende Lüge und Verkehrtheit mag da in das junge, lernbegierige Gemüth des Knaben mit eingedrungen sein. Dazu kam nun, daß der Mahā-Radscha ein eifriger Verfechter der Wischnu-Religion war, „und," fügt Ramawarma selbst hinzu, „er suchte auch uns von frühe an auf denselben Weg zu leiten." Eben diese Wischnu-Religion mit ihrem tollen Rama-Dienst und ihrer wollüstigen Krischna-Verehrung mußte ja schon frühe das Gemüth des Knaben zu einer Herberge der Unreinigkeit machen. Aber noch mehr. „Weil man mich," sagt unser entschlafener Bruder, „für einen eifrigen Wischnu-Verehrer hielt, mußte ich schon in meinem zwölften Jahre zu dem Swami (Ober-

priester) des Udapi=Klosters gehen, der meinem Vater um jene Zeit einen Besuch abstattete, und mir die drei Siegel des Wischnu auf Schultern und Brust einbrennen lassen. Dem Befehl des Swami gemäß mußte ich nun auch die Purānas lesen." In diesen wenigen Zügen wird uns die ganze tödtliche Gefahr geschildert, die den jungen Königssohn damals umgab. Udapi ist dieselbe Stadt an der Meeresküste, die, etwa zwölf Stunden nördlich von Mangalur gelegen, vor etlichen Jahren von der Basler Missionsgesellschaft als eine Hauptstation besetzt wurde. Sie ist der Central= und Sammelpunkt des dortigen Bramanenthums, wimmelnd von stolzen, sich für die Götter der Erde haltenden Bramanen und voll von reichen, üppigen Wischnuitenklöstern, an deren Spitze die Swamis (Oberpriester, Vorsteher; wörtlich „Götter") stehen. Es sind das dieselben Swamis, welche im Jahr 1855 die neugebaute Kirche und das Missionshaus der Basler Missionare in Brand steckten und wiederholt das Leben derselben bedrohten. Einer von diesen also war es, der dem jungen Ramawarma im Schloß zu Tripuntura die Wischnuzeichen einbrannte und ihn zugleich anwies, die Purānas der Wischnuiten zu lesen. Die Purānas sind die später entstandenen Zusätze zu den uralten Religionsschriften der Hindus, ähnlich den fabelhaften Ueberlieferungen und Heiligengeschichten, welche die römische Kirche zu dem einfachen Worte der heiligen Schrift glaubte hinzufügen und ihr gleichstellen zu müssen. Sie sind so recht eigentlich die Quellen des jetzigen sinnlosen Vielgötterdienstes der Hindus und zugleich die fluchwürdigen Giftquellen des furchtbaren sittlichen Verderbens, von dem das indische Volk durchdrungen ist.

Wäre es zu verwundern, wenn Ramawarma's junges Gemüth unter solchen Einflüssen, gleich den Millionen seines Volkes, eine Stätte der tiefsten sittlichen Verwüstung und eine Beute des Satans geworden wäre? „Ich glaubte unzweifelhaft," sagt er selbst, „daß der Gott von Tripuntura der rechte Dschaggannātha (Herr der Welt) sei und verehrte ihn als solchen mit großem Eifer." Aber der Gott aller Barmherzigkeit, der diese Seele von Ewigkeit her zuvor versehen hatte, um sie zu einem Denkmal seiner rettenden Liebe und zu einem Gefäß seiner Herrlichkeit zu machen, wußte durch das verborgene Walten seines Geistes eine mächtige Gegenwirkung in das Leben Ramawarma's einzuführen, welche das Umsichgreifen des heidnischen Verderbens aufhielt. „Meine Mutter," schreibt er, „obwohl Heidin, war doch bemüht, uns zu Gottesfurcht und Sittlichkeit anzuhalten, und pflegte, wenn sie böse Worte von uns vernahm oder uns Böses thun sah, uns ernstlich zu ermahnen und scharf zu strafen." An

einer andern Stelle sagt er: „In Folge des Unterrichts meiner Mutter fürchtete ich mich vor der Hölle und wagte darum kaum etwas Ausgelassenes zu thun; denn ich wollte gerne selig und mit Gott vereint werden."

Merkwürdige Bekenntnisse, die uns aus der verborgenen Stille eines heidnischen Königspalastes entgegentönen! Es ist wahr, was der Apostel (Röm. 2, 14. 15) sagt: „Wenn die Heiden, welche das (geschriebene) Gesetz nicht haben, von Natur thun, was des Gesetzes ist: so sind sie, die das Gesetz nicht haben, ihnen selbst ein Gesetz, als die da beweisen, des Gesetzes Werk sei geschrieben in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget und ihre Gedanken sich unter einander verklagen und entschuldigen."

Doch freilich weder das auf steinerne Tafeln gegrabene, noch das in des Menschen Gewissen geschriebene Gesetz hat die Kraft, uns zur Seligkeit und zur Wiedervereinigung mit Gott zu verhelfen. Auch Ramawarma mußte das erfahren. „Es wollte mir nicht gelingen," schreibt er; „vielmehr gieng es jetzt mit mir bergab."

Auch die äußeren Umstände in seinem Leben gestalteten sich von da an ungünstiger. Sein Vater, der Mahā-Radscha, starb im Jahr 1828. Es ist in Indien Sitte, daß die Erbfolge in der weiblichen Linie läuft, d. h. daß ein Vater nicht von seinen eigenen Kindern, sondern von den Kindern seiner Schwester beerbt wird. Es ist dieß Gesetz ein offenes Verdammungsurtheil, das die Nation der Hindus selbst über ihre eigenen sittlichen Zustände abgibt; denn Keiner traut der Treue seines Weibes, Keiner ist versichert, ob die von seinem Weibe geborenen Kinder wirklich sein eigenes Fleisch und Blut sind. Um mit Sicherheit den Stamm rein zu erhalten und fortzuführen, treten die Kinder der Schwester ins Erbe. So geschah es auch hier. Den erledigten Radschathron bestieg der Sohn der jüngeren Schwester des Verstorbenen; er war es auch, dem die Güter und Reichthümer des Mahā-Radscha zufielen. Von ihm hieng es ab, wie er die verwaisten Königskinder ausstatten und versorgen wollte. „Der neue Mahā-Radscha, unser Vetter, hätte uns Alle gerne ausgezogen und ausgehungert," sagt Ramawarma. Ja, die bedrängte Familie hatte förmliche Verfolgungen und große Bedrückungen zu erleiden, so daß die Wittwe mit ihren Kindern das Schloß von Tripumtura verließ und sich nach der nahen Stadt Waipy zurückzog, wo sie drei Jahre lang, und zwar, wie es scheint, in kümmerlichen Umständen lebte. „Ich hatte," schreibt ihr Lieblingssohn, „mit der Mutter nach allem Eigenthum und

dessen Umtrieb zu sehen, verlor dabei allmählig alle Freude am Unsichtbaren und versank in Weltgeschäfte."

Erst im Jahr 1830 gelang es dem damaligen englischen Residenten am Hofe des Radscha, Colonel Morrison, den letzteren zur Erfüllung seiner Pflichten gegen die bedrückte Königsfamilie zu nöthigen. Die königliche Wittwe kehrte von Waipy nach Tripumtura in den Palast des Radscha zurück und erhielt die Mittel zu einem sorgenlosen und anständigen Leben. „Damit fieng auch ich," schreibt Ramawarma, „wieder mehr zu studiren an. Ich las das Ramäyana und Bhägawata*) ganz und viele Stücke im Mahäbhärata, lernte die tausend Gottesnamen und viele Mantras (Anrufungsformeln) auswendig und hoffte damit in den Himmel zu kommen. An Schmucksachen und andern Dingen dieser Art hatte ich wenig Freude und nahm wenig Theil an Spielen. Das billigte freilich meine Mutter nicht: 'es schicke sich nicht für mein Alter, ich sei ja noch so jung;' doch kehrte ich mich nicht daran."

Es ist eines der ergreifendsten Schauspiele, eine von dichter Finsterniß umgebene Menschenseele, getrieben von dem ihr anerschaffenen geheimnißvollen Drang, nach Licht und Seligkeit ringen zu sehen. Sie ist gleich der in ein finsteres Kellergewölbe verschlossenen Pflanze, die nach dem süßen Lichte suchend, ihre Fasern selbst der kleinsten Ritze im Gemäuer entgegentreibt, durch die ein matter Lichtschimmer sich hindurchstiehlt. Noch köstlicher aber ist es, die stillen Wunderwege zu beobachten, durch welche die ewige Liebe unseres Gottes jenem Suchen und Sehnen entgegenkommt.

Den ersten Lichtstrahl, den der lebendige Gott in die nach Wahrheit ringende Seele Ramawarma's sandte, beschreibt er selbst folgender Maßen: „Der König machte um jene Zeit einen Bramanen seines Palastes zum Hauptpriester des Tripumtura-Tempels. Der brach eines Nachts in das Allerheiligste und stahl die Kleinodien des Götzen im Werth von 15,000 Rupies (Fr. 37,500), ohne daß man ihn jedoch ausfindig machen oder überweisen konnte. Auch ich bat oft den Gott, diesen Schurken zu strafen, sah aber keine Frucht davon und verlor den Glauben an den Götzen zur Hälfte. Ein andrer Bramane stahl das von meinem Vater verehrte goldene Bild des Wittana (Wischnu) und schmolz es ein. Dieß leitete mich

*) Zwei Sanskrit-Heldengedichte aus der Zeit der indisch-klassischen Literatur, das eine die fabelhaften Heldenthaten Rama's und des Affengottes Hanuman bei der Eroberung von Ceylon, das andere die Thaten späterer Helden verherrlichend.

auf die Vermuthung, daß diese Götzen eben Spielpuppen seien und kein Leben haben. Ich erklärte daher diese Dinge für nichtig und weigerte mich standhaft trotz alles Zuredens meiner Mutter, die Tempel zu besuchen. Doch setzte ich das Lesen der Purānas ununterbrochen fort."

Freilich damit war nur ein Irrthum zerstört, aber die Wahrheit noch nicht gewonnen. Ja, es war die Gefahr da, daß an die Stelle des einen minder schädlichen Irrthums ein viel bedenklicherer trete, — die völlige Gleichgültigkeit gegen alle Religion, der bewußte Unglaube, der Atheismus. Indien wimmelt heutzutage von solchen Unglücklichen, die den Glauben an ihre Götter verloren, aber eben damit alle Religion und alle Zucht und Schranke hinter sich geworfen haben. Ramawarma sollte davor durch Gottes Gnade bewahrt bleiben.

„Um diese Zeit," schreibt er, „gab ein frommer englischer Hauptmann meinem ältern Bruder ein Maleālim Neues Testament. Dieser brachte es mir. Es war das erste in der Maleālimsprache gedruckte Buch, das uns zu Gesicht kam, und wir wunderten uns sehr darüber. Er ließ es bei mir liegen mit dem gutmüthigen Spott: 'Das ist etwas für dich, du Schriftgelehrter, — lies es!' Damit fieng ich denn auch sogleich an. Da ich aber im ersten Capitel des Matthäus (im Geschlechtsregister) so viele schwere Namen fand, stockte mein Eifer bald, und weil ich meinte, das Ganze werde nun so fortgehen, legte ichs auf den Tisch nieder. Wenn aber Freunde kamen, zeigte ich es ihnen als eine Rarität; wir guckten hinein und lachten über die fremdlautenden Namen."

Viele unter den Christen unsrer Tage, die ohne Widerspruch das spezielle und bis ins Einzelnste hineingehende Walten einer persönlichen göttlichen Vorsehung zugeben, weigern sie nicht selten, das eben so spezielle Wirken einer entgegengesetzten, gottfeindlichen, finstern Macht anzuerkennen, die in der Schrift mit dem Namen des Satans bezeichnet wird, und die überall die Heils- und Rettungswege Gottes zu durchkreuzen, zu vereiteln oder wenigstens aufzuhalten bemüht ist. Wer aber der Schrift glaubt und zugleich seine eigenen persönlichen Erfahrungen, wie diejenigen anderer Menschen mit erleuchtetem Auge beobachtet, der weiß, daß wir Alle zwischen zwei entgegengesetzte Lager einer unsichtbaren Welt mitten hineingestellt sind, von deren jedem bestimmte tief eingreifende Wirkungen auf unser Leben ausgehen. Die suchende und rettende Liebe Gottes einerseits, wie die täuschende und zum Verderben führende Bosheit unsres Widersachers anderseits, — sie sind unaufhörlich beschäftigt, geheimnißvoll in unser Leben hereinzuwirken und den Sieg zu gewinnen. Es erhellt daraus

des Menschen Abhängigkeit, wie seine Würde und Größe. War es nicht einer der listigen Kunstgriffe des Widersachers unserer Seelen, daß Ramawarma gerade in dem Augenblick, wo ihm das Heil Gottes so nahe getreten war, in das Labyrinth der fremden Namen des Geschlechtsregisters gerieth und darin stecken blieb? Wurde doch dadurch dieses Gemüth nicht nur für lange hinaus abgehalten, aus diesem Born des Heils, dem er so nahe gekommen war, zu schöpfen und den Durst zu stillen, sondern es gerieth nun erst in eine Tiefe des Verderbens, in der es gänzlich zu versinken in Gefahr war.

„Andere Bücher," fährt Ramawarma fort, „wurden mir nun lieber, namentlich solche, welche von Weiberliebe handelten und dieselbe als ein System lehrten. Es schien mir von da an der eigentliche Lebenszweck darin zu bestehen, daß ich habe, wornach mein Herz gelüstete, und daß ich aus dem Becher der Lust mit vollen Zügen trinke. Vor der Einweihung mit der Bramanenschnur durfte ich freilich kein freies Leben führen, weil Verlust der Kaste darauf gesetzt ist. Als aber im sechszehnten Jahre diese Weihen vollzogen waren, fieng ich an, meinen Lüsten den Zügel schießen zu lassen."

So schien Satan gewonnen zu haben. Zwei Jahre lang ging der arme Jüngling in dieser wasserlosen Wüste umher, nach Brunnen der Lust grabend und doch nur bittere Salzquellen findend. „Ich war durch vielfache Gewissensbisse geängstigt," sagt er selbst. Dazu kam, daß die Scheu vor seiner Mutter ihn zu keinem ruhigen Genuß der Sünde kommen ließ. Ja, hin und wieder fuhr wohl auch ein neuer Blitzstrahl von Oben in diese dunkle Nacht hinein. So geschah es um jene Zeit, daß ein Töchterlein von seiner Schwester eines jähen Todes starb. „Ich sah seine Zuckungen und dachte auf einmal mit Erschütterung: 'Was würde aus mir werden, wenn ich jetzt stürbe? Ich werde wohl in einer oder der andern Hölle, deren es ja 400 und darüber gibt, mich umtreiben müssen.' Aus diesem traurigen Zustand suchte ich mit Hülfe der alten Studien mich zu retten, und las wieder eifrig."

So hatte der Herr selbst in seiner ewigen Erbarmung sich aufs Neue den Weg zu dem Herzen Ramawarma's gebahnt, und dießmal sollte der Herr siegen. Es war eines Abends, daß der junge Königssohn niedergeschlagen am Hofthor des Palastes stand. Er fühlte sich sehr elend. Die Lust der Sünde konnte er nicht ohne Angst und Schrecken genießen; an die Götter, von denen ihm seine Bücher erzählten, glaubte er nicht mehr, und die Oede und Leere seines Herzens war durch nichts, was er

in sich aufnahm, ausgefüllt. Da trat sein Vetter, der Sohn des Radscha, auf ihn zu und fieng an, von dem englischen Unterricht zu reden, den er zu Cōttayam in einer Schule der dortigen Missionare genossen habe. Auch Ramawarma hatte schon früher einmal das Englische zu lernen angefangen, aber wieder bei Seite liegen lassen. Nichts ist natürlicher, als daß ein Gemüth, das sich unglücklich und unbehaglich fühlt, mit Begierde nach irgend etwas Neuem greift, wovon es sich frischen Reiz und ein Vergessen seines eigenen Unbehagens verspricht. Ramawarma war schnell entschlossen, das englische Sprachstudium wieder vorzunehmen. Schon am folgenden Tag ging er nach eingeholter Erlaubniß seiner Mutter nach der nahen Seestadt Kotschin, wo der englische Caplan Ridsdale eine Schule gegründet hatte, in welcher vorzüglich das Englische gelehrt wurde. Es wurde unserm jungen Freunde nicht schwer, die Gestattung zum Eintritt in diese Schule zu erhalten. Es ist rührend aus seinem Munde das Wort zu vernehmen: „Ich freute mich, daß dieser Herr (Ridsdale) betete, bevor er uns die Schriften erklärte.“ Ramawarma fühlte, daß das Gebet, obwohl zu einem ihm unbekannten Gott gerichtet, eine beruhigende, stärkende und wohlthuende Macht ausübt. Doch von dem Inhalt des biblischen Unterrichts verstand er anfangs gar nichts. So klar und einfach die Sprache der Lehrer war, so dunkel und unverständlich blieb ihm die Sache selbst, um die es sich handelte. Ramawarma wandte sich einmal ausdrücklich an einen der eingeborenen christlichen Unterlehrer, um ihn über den Sinn der Lehren des Sahib zu befragen; „aber auch seine Sprache war mir ganz und gar unverständlich,“ fügt er hinzu. Einmal jedoch, nachdem er bereits einige Monate die Schule besucht hatte, schien zum erstenmal ein Licht in ihm aufzudämmern. Ridsdale kam auf den Götzendienst zu sprechen und stellte denselben in seiner ganzen Nichtigkeit und Sinnlosigkeit dar. Damit ward eine verwandte Saite in des Jünglings Gemüth angeschlagen. „Ich erinnere mich noch wohl,“ sagt er, „wie vergnügt ich wurde, als ich Alles verstand.“ „Nun war ich ganz gewiß geworden,“ fügt er hinzu, „daß die Götzen Nichts seien.“ Dieß konnte natürlich den Lehrern der Schule nicht verborgen bleiben. Jener Unterlehrer, an den sich Ramawarma schon einmal gewendet hatte, trat deßhalb bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, auf ihn zu und sprach zu ihm: „O Radscha's Sohn, Sie dürften wohl auch in unsern heiligen Schriften forschen!“ — „Warum denn nicht?“ antwortete dieser; „man darf und soll ja Alles erkennen, warum nicht Alles, was Einem vorkommt?“ Dieß ward Herrn Ridsdale wieder gesagt. Dieser nahm ein Neues Testament, schrieb Ramawarma's

Namen darein, legte ein Zeichen in den Römerbrief und übergab es ihm mit der Bitte, eifrig darin zu lesen. „Mit Freuden nahm ich es nach Hause," schreibt unser entschlafener Bruder, „und las nun drei Monate lang wieder und wieder; vieles lernte ich auswendig und wunderte mich, daß dieß dasselbe Buch sein sollte, das mich früher so sehr abgestoßen hatte."

Nun war das Werk Gottes an diesem Herzen kräftig begonnen, und es bedurfte nur noch einiger Axtschläge an die Wurzel dieses jungen Baumes, um ihn ganz zu den Füßen Jesu niederzulegen.

Unter den Zöglingen der Schule war ein Könkani Bramane, der gleichfalls schon längere Zeit von der Gnade ergriffen war. Er forderte Ramawarma eines Sonntags auf, mit ihm den Maleälim Gottesdienst zu besuchen. Herr Ridsdale predigte über die Stelle aus Jesaias 53: „Er hat für die Uebelthäter gebetet;" und so mächtig war der Eindruck, den diese Predigt auf das jugendliche Gemüth machte, daß Ramawarma noch nach zwanzig Jahren ihren Inhalt klar und genau anzugeben vermochte. „Er zeigte," schreibt er unter Anderem, „daß ich der Uebelthäter sei, für den Jesus Christus gebetet habe und noch bete, und daß Er dem ewiges Leben gebe, der an Ihn glaube. Damit entstand in mir der Wunsch, Jesu Jünger zu werden; doch fürchtete ich mich vor der großen Schande und verrieth Niemand, was in mir vorgieng, so daß ich innerlich nicht vorwärts kam, obschon ich eifrig in der Schrift las."

Es ist schon genug über die Schwierigkeiten geschrieben worden, die einem Hindu, der da Christ werden will, selbst wenn er zur niedrigsten Kaste gehört, im Wege stehen. Aber ich glaube, daß wir dennoch, bei aller liebenden Vertiefung in den Gegenstand, kaum im Stande sind, uns ganz die Kämpfe und Opfer zu vergegenwärtigen, durch welche ein Solcher hindurchzugehen hat. Christ werden und die Kaste verlieren fällt bei dem Hindu in Eins zusammen; die Kaste aber zu verlieren, ist für ihn eben so viel, als mit seiner ganzen bisherigen Gewohnheit des äußeren und innern Daseins zu brechen. Es ist der tiefste und furchtbarste Riß in das Leben eines Hindu; es ist ein Sterben, härter noch als der eigentliche Tod. Jener liebe canaresische Tagelöhner, der mit seiner Familie sich zu Christo wandte, stand zitternd und bebend, als befände er sich auf dem Richtplatz, neben dem Missionar, der ihn einlud, zum Zeichen seines entschiedenen Brechens mit dem Heidenthum an einem Frühstück mit ihm Theil zu nehmen, und die Hand, welche die vom Missionar dargebotene Tasse Thee ergriff, erbebte eben so tief, als wenn sie den tödtlichen

Giftbecher anfassen sollte. „Nachdem ich," sagt ein anderer Hindu, „durch Gottes Gnade diesen Kampf bestanden habe, erscheint mir kein Leiden, kein Opfer mehr der Rede werth." Auch unser Ramawarma hatte diesen Tod zu sterben, wenn er zum Leben durchdringen wollte.

„Als ich einst auf einem Boot nach Kotschin fuhr," schreibt er, „entstand ein Sturm, und ich fürchtete, mit dem Boot unterzugehen; da gelobte ich, Jesu Jünger zu werden. Ich sagte es Herrn Ridsdale, der seine Freude darüber aussprach, mir das Heil in Christo noch deutlicher darlegte und die Taufe auf den nächstkünftigen Sonntag versprach. Im Hause zu Kotschin, wo ich wohnte, befand sich ein Bhat- oder Priester-Bramane, der für mich die Speisen zuzubereiten pflegte. Der merkte etwas von der Sache, verrieth es meiner Mutter und trieb daran, daß ich unter allerlei Vorwänden nach Tripumtura zurückberufen und drei Tage dort festgehalten wurde. In dieser Zeit hatte ich ein Geschwür, das mich an den Tod denken ließ. Ich betete zum Herrn: 'wenn ich genese, so will ich ohne Verzug Dein Jünger werden.' Er erhörte mich und gab mir meine Gesundheit wieder. Nun konnte mich nichts mehr halten. Ich sagte der Mutter Lebewohl, eilte nach Kotschin und wurde schon den folgenden Sonntag (den 5. April 1835) in Mitten der christlichen Versammlung auf den Tod Jesu getauft. Ich riß die Bramanenschnur ab, aß mit den Christen und gab die Kaste auf."

Der entschlafene Bruder, der uns mit diesen einfachen Worten den entscheidendsten Schritt seines Lebens schildert, und der nun in seinem 21. Lebensjahre stand, sagt nichts von dem, was in jenen Augenblicken in seinem Innern vorgieng; er schweigt von den Stürmen, von denen sein Gemüth muß erschüttert worden sein, als er so alle dem, was ihm bisher auf Erden theuer und lieb gewesen war, den Rücken kehrte, um Christum zu gewinnen. Wie aber nach diesen Stürmen Friede und stille, selige Ruhe über ihn kam, welche auch die zum Morde gezückte Hand eines wüthenden Anverwandten zu entwaffnen vermochte, das leuchtet unverkennbar aus seiner weiteren Erzählung hervor.

„Die Nachricht," schreibt er, „flog schnell durchs Land. Alles kam, um mich zu sehen, und ich redete ihnen zu, an Jesum zu glauben. Auch mein Oheim, der Radscha, kam, aber nur um mich zu verwünschen und zu verfluchen. Mein älterer Bruder kam mit gezücktem Dolch, wurde aber ganz weich, als er mich sah; er gab mir einige gute Räthe, schenkte mir etliche Rupies und gieng. Das wiederholte er etliche Mal; doch hinderte ihn das nicht, mit den Andern an meinem aus Blättern ge-

machten Bild, als wie an einem Leichnam, die Leichen-Ceremonien zu verrichten, womit ich denn zu den Todten gezählt wurde."

---

3. Prüfungen und Irrgänge.

In einem Liede des seligen Hiller heißt es:

Wer ausharrt bis ans Ende,
Wird endlich selig sein;
Doch treffen harte Stände
Noch bis zum Ende ein.
Viel Feinde sind zu dämpfen,
Viel Proben durchzugeh'n;
Der Glaube muß im Kämpfen
Bis an sein Ende steh'n.

Für Ramawarma sollten die „harten Stände" bald genug eintreffen, und zwar von einer Seite her, wo er es am wenigsten erwartet hätte.

In der Provinz Malabar und Kotschin wohnen zahlreiche Gemeinden von sogenannten syrischen Christen, die ihren Ursprung noch von der Predigt des Apostels Thomas herschreiben und bis auf den heutigen Tag ein eigenthümliches, von der römisch-katholischen Kirche verschiedenes Gepräge haben. Sie haben ihren kirchlichen Mittelpunkt in Antiochien (Syrien), von woher sie auch ihre Bischöfe erhalten. Aber im Laufe der Zeit sind sie zum größten Theil so tief heruntergekommen, daß sie, obwohl der Form nach Christen, dennoch sich wenig von der sie umgebenden Heidenwelt unterscheiden. Deßhalb ist die Thätigkeit der dortigen evangelischen Missionare ebenso sehr auf die Erneuerung und Wiederbelebung dieser syrischen Christen als auf die Bekehrung der eigentlichen Heiden gerichtet.

Ridsdale hatte einen solchen syrischen Christen, Namens David, als Sprachlehrer in seinem Hause. Auch Ramawarma, der nun den christlichen Namen Jakob trug, wurde nach seiner Taufe in das Haus des Missionars aufgenommen und wohnte zwei Jahre daselbst. Jener David aber wurde ihm zum teuflischen Versucher. Derselbe war gerade abwesend, als Jakobs Taufe stattfand. Als er nun wiederkam und den überraschenden Vorgang erfuhr, trat er bei der ersten Gelegenheit, wo er den neugewonnenen Bruder allein traf, auf ihn zu mit den Worten: „Du Betrogener, warum kommst du zu dieser Religion? Kannst du nicht in der deinigen selig werden? Ich bin nun schon vierzehn Jahre Sprach-

lehrer der Padres und gehe wohl auch in ihre Kirche; aber ich gebe die meinige nicht auf. Du Thor!" — „Das machte mich stutzig," schreibt Ramawarma, „und ich kam lange nicht drüber hinweg; doch war ich gewiß, daß dieser Weg der rechte und wahre sei, und fand darin vollen Trost. Es war aber ein anderer Hindu mit mir getauft worden, der den Namen John erhielt. Auf ihn machte jene Rede Davids einen bedenklicheren Eindruck. So oft wir in eine Noth kamen, sagte John: 'Sicherlich hat David Recht gehabt.' Unglücklicher Weise ist dieser John am Ende zu den Syrern übergegangen und starb im Dienste des Metropolitan als ein Gottloser. Ich kannte damals die Hand noch nicht, die mich hielt und bewahrte; jetzt kenne und rühme ich sie."

Es wollte übrigens mit der inneren Befestigung und tieferen Gründung bei Ramawarma während der zwei Jahre, da er im Hause des wackern Ridsdale sich befand, nicht recht voran. „Ich kannte zwar den Herrn so weit," sagt er selbst, „daß ich Lust zum Beten und zum Lesen des göttlichen Wortes und auch zur Verkündigung seines Namens hatte; aber ich wußte doch nicht recht, wie ihm zu dienen sei. Ich gieng oft mit andern Missionsbrüdern unter die Heiden und lud sie ein, zu Jesu zu kommen; aber wenn irgend Jemand mich wegen meiner neuen Religion fragte und ich nicht im Stande war, ordentlich Red' und Antwort zu geben, so war ich sehr niedergeschlagen."

Aber zu diesem Mangel an tieferer Erkenntniß der christlichen Wahrheit kam noch ein weit bedenklicherer hinzu. „Vom Herzensgebet im Kämmerlein," sagt Ramawarma, „wußte ich nichts." Wir können nicht umhin, die Schuld dieses Uebelstandes nicht sowohl auf die Person des sonst so treuen und hingebungsvollen Ridsdale, als vielmehr auf die Kirchengemeinschaft, der er angehörte, zu legen. Die englisch-bischöfliche Kirche, deren Glied Herr Ridsdale war, legt einen übermäßig großen Werth auf das in derselben gesetzlich eingeführte Kirchengebetbuch (Common Prayer Book), das allerdings unvergleichlich schön und köstlich ist, aber doch das Herzensgebet unmöglich ersetzen kann. Selbst viele Missionare der bischöflichen Kirche glaubten am sichersten zu gehen, wenn sie ihren neubekehrten Gemeindegliedern vor Allem dieses Gebetbuch in die Hände geben, weil sie die redliche Ueberzeugung hatten, daß dadurch alle Bedürfnisse eines gottsuchenden Herzens am besten befriedigt würden. Auch Ramawarma war von seinem würdigen Lehrer angewiesen, zunächst diese Gebete zu gebrauchen. „Aber," sagt er selbst, „ich fand darin kein rechtes Genüge!" Eines Tages klagte Ramawarma seine Noth einem

seiner bekehrten Landsleute, einem gläubigen Schreiber zu Kotschi. „Dieser sagte mir: 'Gott sieht nicht aufs Buch, sondern aufs Herz. Geht man in die Kirche, so braucht man natürlich, wie alle Andern, das kirchliche Gebetbuch. Beim Beten aber betet man aus dem Herzen.' Ich freute mich hierüber, fing an, mich darin zu üben und hatte viel Genuß davon."

Jakobs strebsamer Geist rang fortwährend nach gründlicher Erkenntniß der göttlichen Wahrheit. Das Bedürfniß darnach stieg mit dem peinlichen Gefühl, daß er den Gegnern des Evangeliums nicht überall gewachsen war. „Aber statt zu lernen und in der Erkenntniß fortzuschreiten," sagt er, „vergaß ich Vieles, was ich gelernt hatte. Der Sahib, Herr Ridsdale, war zu sehr beschäftigt, als daß er sich mir widmen konnte. Wenn ich ihn bat, mich noch mehr zu unterrichten, gab er mir Papier und hieß mich eine Predigt oder sonst einen Aufsatz über ein gegebenes Thema machen. Aber das kam mir gerade so vor, wie wenn man einen Blinden gehen heißt, und ich war oft sehr verlegen."

Je länger je mehr bildete sich in Jakobs Seele der Entschluß, sich für den Dienst der Mission unter seinen Landsleuten zu bilden. Um dazu tüchtig zu werden, bedurfte er gründlicheren Unterricht. Als er nun vernahm, daß die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ein Predigerseminar zu Madras errichtet habe, worin Eingeborene Indiens für den Dienst am Worte Gottes herangebildet werden, bat er Herrn Ridsdale, dahin gehen zu dürfen. Dieser gab seine Zustimmung dazu und empfahl ihn den dortigen Freunden.

Mit dem Eintritt in die von Bischof Corrie gegründete und von der kirchlichen Missionsgesellschaft unterhaltene und geleitete, höhere Lehranstalt zu Madras (Bischop Corrie's Grammar School), welche Ramawarma drei Jahre lang besuchte, begann für ihn eine neue, wichtige Lebensperiode. Er hatte das Glück, im Hause des trefflichen Missionars Tucker zu wohnen. „Ihm und seinem treuen Unterricht," sagt er selbst, „hatte ich viel, sehr viel zu verdanken; ich fand reichliche Gelegenheit, allerhand in Dingen des Glaubens zu lernen. Ich bin sowohl der kirchlichen Missionsgesellschaft als Herrn Tucker insbesondere für viele, viele Freundlichkeit und Langmuth zu großem Dank verpflichtet. Möge der Herr ihr Werk mehr und mehr segnen und gedeihen lassen!"

Freilich auch hier begegnete unsrem Freunde dieselbe Ueberschätzung kirchlicher Formen, die ihn schon in Kotschi mehr oder weniger am inneren Wachsthum aufgehalten hatte. Vielleicht wäre ihm dieß nie zu vollem, deutlichem Bewußtsein gekommen, wenn nicht gerade um diese Zeit ein

eigenthümliches Zusammentreffen ihn mit Gliedern einer andern, freieren Kirchengemeinschaft bekannt gemacht hätte. Ramawarma gieng eines Abends mit einem gleichgesinnten Freunde spazieren. Ihr Weg führte sie an einem Hause vorüber, auf dessen Veranda zwei Herren saßen und zusammen redeten. „Sobald sie uns sahen," schreibt unser Freund, „riefen sie: 'Kommt herein, Kinder, kommt herein; es wird uns freuen, wenn ihr zu uns kommet!' Wir traten ein und beide Herren reichten uns die Hand, führten uns ins Zimmer, hießen uns niedersitzen und sprachen mit Thränen in den Augen von der Liebe Jesu zu armen Sündern. Ich wunderte mich, warum ich dieses Wort noch nie so deutlich gehört habe, und mußte selbst weinen, daß diese Liebe so groß sei. Das Gespräch dauerte bis gegen 9 Uhr Abends; dann beteten sie noch mit uns auf den Knieen und entließen uns."

Der Eine dieser beiden theuern Knechte Gottes war der unvergeßliche, nun in die Ruhe seines Herrn eingegangene John Anderson, Missionar der freien schottischen Kirche zu Madras, ein Mann voll brennender Liebe zu seinem gekreuzigten und erhöheten Meister und zu den ihn umgebenden Seelen der Heiden. Der Andere war Johnston, Jenem an Liebe und Innigkeit ebenbürtig, nun gleichfalls von der Erde entrückt. Schwerlich wußten diese Beiden, daß Ramawarma und sein Gefährte bereits in Verbindung mit der kirchlich-bischöflichen Mission stehe; und wenn sie es wußten, war es denn ein Fehler, daß sie die Vorübergehenden zum Gespräch von der Liebe Jesu und zur Anrufung Seines seligmachenden Namens einluden? Ramawarma erzählte am folgenden Tage völlig harmlos seinen Vorgesetzten von diesem köstlichen Begegnen. Aber von ihnen wurde die Sache falsch gedeutet; sie sahen es von Seiten Andersons und seines Freundes als einen Versuch an, Glieder der bischöflichen Mission zur freien schottischen Kirche herüberzuziehen, von Seiten Ramawarma's und seines Freundes aber als einen Mangel an Vertrauen gegen ihre eigenen Lehrer. In diesem Sinne wurden die Beiden ernstlich zurechtgewiesen. Das konnte Ramawarma nicht verstehen. „So oft wir Zeit hatten," schreibt er, „giengen wir wieder dahin und horchten ihnen zu. Diese Heiligen sind nun entschlafen, aber ihre Lehren und ihre Liebe sind mir noch im Herzen. Was ist doch das, daß man hören soll, was der Eine von Jesus sagt, aber nicht, was der Andere von seiner Liebe zu sagen weiß? Warum nicht lieben einen Jeden, der Jesum liebt, und Gemeinschaft mit Solchen im Leben haben, mit denen wir im Himmel ewig vereint zu sein hoffen? Warum nicht das Ende ihres Glaubens ansehen

und ihnen nachfolgen?" — „Gewiß," fügt er hinzu, „der Kirchenname macht nicht selig!"

Im Jahr 1839 war Missionar Tucker Gesundheits halber genöthigt, nach Europa zu gehen. Vor seinem Abgang übergab er seinen Pflegling Ramawarma mit einigen Andern in das sogenannte kirchliche Missions-Institut (Church Missionary Institution), das eigentliche Prediger-seminar für Eingeborene, um dort weiter zu lernen. In dem Gemüth unsres Freundes war aber durch die letzten Erfahrungen eine kleine Mißstimmung entstanden, die bisher nur durch die aufrichtige Liebe und dankbare Verehrung für seinen Wohlthäter, Herrn Tucker, überwunden worden war. Als aber dieser abreiste und Ramawarma nun in ganz neue und fremde Umgebungen kam, trat das Gefühl des Unbefriedigtseins mit ganzer Macht bei ihm wieder hervor. Dazu kam eine gewisse schulmeisterliche Pedanterie, die dem damaligen Vorsteher jener Anstalt eigen war, und die das zarte, feine Gefühl Jakobs verletzte und zurückstieß. Er erklärte schriftlich seinen Austritt aus dem Institut und war im Begriff, nach Kotschi zurückzukehren.

Um dieselbe Zeit wollte jener Freund, der mit ihm das Haus Andersons zu besuchen pflegte, nach Antiochien in Syrien reisen. Derselbe gehörte nemlich der obengenannten syrischen Kirche an und ist jetzt Metropolitan der syrischen Christen in Indien, — Mar Athanasius. In Ramawarma stieg der Gedanke auf, ihn nach dem fernen Westen zu begleiten und Jerusalem zu sehen. Zu Fuß traten die Beiden ihre Wanderung an.

Aber schon in Belgaum, einer Stadt etwa zwanzig Stunden nördlich von der Basler Station Dharwar, trat ihnen der Herr in den Weg. In dieser Stadt befindet sich eine blühende Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft. „Obwohl unbekannt," schreibt Ramawarma, „setzten wir uns wegen des Regens unter die Veranda der dortigen Missionskirche. Bald kamen die Katechisten und sprachen mit uns. Wir wurden in ein Christenhaus aufgenommen, und zwar nach Herrn Taylors, des dortigen Missionars Anweisung, in die Wohnung des Katechisten Solomon. Herr Taylor lud uns ein, über die Regenzeit zu bleiben, und beschäftigte mich mit dem Unterricht seiner Kinder, meinen Begleiter aber mit Lehren in der englischen Schule. Als die Regenzeit zu Ende gieng, brach Mar Athanasius wieder auf; mich hielt der Herr durch eine Augenkrankheit zurück."

War dieß etwa ein warnendes Vorzeichen, durch das die ewige Liebe unsern Freund mahnen wollte, „Augensalbe zu kaufen, zu salben seine Augen, daß er sehen und wachen möge"?

Wir möchten gerne über diese Periode des Lebens unsres Ramawarma einen Schleier werfen und vorübereilen. Aber wenn die heilige Schrift die Sünden auch der größesten Männer Gottes schonungslos aufdeckt, sollten wir sie bei den schwachen Anfängern im Glaubensleben verdecken wollen? Unser Freund selbst hat sie uns nicht verschwiegen, und nachdem er sie bekannt und dafür Vergebung im Blute Jesu empfangen, ist ihm auch dieser Fall, ja gerade er, zu einem Auferstehen für immer geworden.

Ramawarma brachte anderthalb glückliche Jahre in Herrn Taylors Hause zu. „Ich lernte hier aufs Neue erkennen," sagt er selbst, „was lebendiges Christenthum sei." Er hatte außer dem Unterricht der Kinder desselben auch noch das Armenhaus zu versehen, den zahlreichen Tamulen und Canaresen in der Stadt zu predigen und die Sonntagsschule zu besorgen. Als aber Taylors Kinder nach Europa gesandt wurden, um dort ihre Erziehung zu vollenden, wurde Ramawarma in eine eigene Wohnung übergesiedelt. „Um diese Zeit," schreibt er, „fiel ich in eine große Sünde. Ich fiel, nachdem mich der Herr zehn Jahre lang davor bewahrt hatte, in die Sünde des Ehebruchs. In Folge davon war ich wie unsinnig, zitterte und weinte, betete und bekannte vor Gott, gieng aber freud- und friedelos dahin. Nach einigen Tagen kam es zu einer Untersuchung, und zwar in großer Versammlung. Ich läugnete hartnäckig meine Schuld; vielleicht hätte ich unter vier Augen bekannt. Ich ward entlassen und verabschiedete mich mit ungebrochenem Herzen. Herr Taylor wünschte mir beim Abschied Gottes Segen und rieth mir, weil ich an die Westküste von Indien zu gehen im Sinne hatte, in Mangalur Herrn Mögling, oder in Cannanur Herrn Hebich aufzusuchen; die würden sich meiner annehmen."

„Es war im September 1843, daß ich zur See nach Mangalur fahren wollte; weil aber in der Nacht der Wind sehr günstig war, fuhr der Schiffer weiter und hielt erst im Talatschēri an. Hier blieb ich zwei Tage und sah nur einen der Katechisten, weil mich die Scham von den Missionaren ferne hielt. Dann ging ich weiter nach Cannanur. Hier angekommen miethete ich eine Wohnung und besuchte die Missionskirche. Nach Verlauf einer Woche sah mich einer der Katechisten, als ich aus der Kirche ging, und sprach mit mir. Was er von mir erfuhr, theilte er wieder Herrn Hebich mit, der mich am nächsten Tage rufen ließ und bei sich behielt. Ich erzählte ihm meine Lebensführung, läugnete aber die Sünde in Belgaum. Dieser theure Diener Christi hat von seinem himmlischen

Meister gelernt, Niemand abzuweisen, der zu ihm kommt. So hieß er auch mich bleiben, und ich blieb."

4. Erneuerung zum Leben.

Cannanur, eine der größeren Küstenstädte an der Malabar-Küste Indiens,*) wurde im Jahr 1841 von der Basler Missionsgesellschaft besetzt. Es ist vornehmlich Missionar Hebich, dem es unter Gottes Gnade gelang, die dortige Christengemeinde zu sammeln und festzugründen. Sein

*) Die Abbildungen, welche wir diesem Hefte beigegeben haben, sind sämmtlich Darstellungen aus dem Malabar- oder Malealim-Lande. Wir können die Versicherung geben, daß dieselben sehr gelungen und in den meisten Stücken vollkommen treu sind. Einige Bemerkungen darüber werden hier wohl am Platze sein.

Die eingeborene Bevölkerung des Malabar-Landes theilt sich in drei Klassen: Mohamedaner, Hindus und Ureinwohner. Die ersteren sind theils eigentliche Araber, welche von Westen her in Folge der großen muhamedanischen Eroberungszüge in Indien eingewandert sind und hier sich bleibend niedergelassen haben, deren es aber in Malabar nur sehr wenige gibt; theils sogenannte Maplas. Die letzteren sind die Nachkommen eingewanderter arabischer Väter und einheimischer Hindumütter, meist große, schöne, kräftige Leute, stolz, unternehmend, gewöhnlich mit Handel und Geldwechslergeschäften sich abgebend, dabei bigott muhamedanisch und im äußersten Grade fanatisch. Sie finden sich, so viel mir bekannt ist, nur in Malabar, sind aber durch ihren oft bis zur Wuth sich steigernden Fanatismus der Schrecken und die Plage dieser Provinz. Einen Hindu oder einen Christen zu morden, ist für sie ein Verdienst, das ihnen das Paradies öffnet, und das Malabarland hat in den letzten Jahren mehrere furchtbare Zusammenrottungen dieser Maplas erlebt, die zu den blutigsten Ereignissen Anlaß gaben. Die Ermordung des Collectors Conolly in Kalikodu (Calicut) durch die Hand von erbitzten Maplas ist uns noch in frischer Erinnerung. Früher trugen sie stets das kurze, breite Schwert an der Seite, allezeit bereit, eine wirkliche Beleidigung oder eine vermeintliche Verunehrung mit rascher That zu rächen; seit einigen Jahren sind sie auf Befehl der Regierung entwaffnet. — Das erste Bild auf unserm Titel stellt einen solchen Mapla (eigentlich Mahapille d. h. großer, geachteter Mann; oft auch von dem Volk in den Spottnamen „Ummapille" d. h. Muttersöhnchen verdreht) dar. Die Mütze sollte mehr schief nach hinten stehen. Das rothe Tuch auf seiner Schulter ist das Schweißtuch, das fast keinem Eingeborenen Indiens fehlt; ein anderes (blaues) Taschen- oder Schweißtuch, in welchem er sein Geld zu tragen pflegt, sieht unter dem Oberkleid hervor. Das Unterkleid ist, wie immer, ein großes weites Stück Tuch, das die Bewohner Indiens mit großer Anmuth um die Hüften zu wickeln verstehen. Sein Weib, mit reichem Goldschmuck an Ohren, Hals und Armen, trägt am Gürtel den muhamedanischen Rosenkranz, an dem sie ihre Gebete zählt. Geht sie aus, so verhüllt sie

brennender Liebeseifer, der gerne jede ihm begegnende Seele für den Heiland und für die ewige Seligkeit gewinnen möchte, sein kecker unbefangener Glaubens-Muth, mit dem er einem Jeden, wer er auch sei, geradezu ans Herz und Gewissen dringt und ohne viel Umschweif gleich mit der Hauptsache herausrückt, seine besondere Gabe, Seelen anzufassen und zu Christo zu leiten, — das Alles hat ihn bisher zu einem gesegneten Werk-

---

wohl auch zuweilen mit dem Tuch, das über ihr Haupt gelegt ist, das Gesicht; doch ist dieß nicht gerade häufig der Fall.

Die zweite Klasse der Malabar-Bevölkerung, die Hindus, bilden die eigentlich vorherrschende Masse der Landeseinwohner und sind bekanntlich in Kasten abgetheilt. Die drei höheren Kasten (Bramanen oder Priesterkaste, Kschetrias oder Kriegerkaste, zu welcher Ramawarma gehörte, und die Najer oder Ackerbautreibende Kaste mit ihren unzähligen Unterabtheilungen und Abstufungen) sind auf unsrer Bildertafel nicht dargestellt; dagegen ist die vierte, niedrigste Kaste, die der Tijer, in zwei Paaren repräsentirt. Auch sie haben wieder, gleich den andern Kasten, unter sich eine große Mannigfaltigkeit von Stufenunterschieden und Graden. Zu ihnen gehören die meisten Gewerbsleute, die Palmweinzieher, Tagelöhner und dergleichen, und als solche bilden sie die eigentliche Städtebevölkerung, während die Najer, als Feldbauern, mehr auf dem Lande in zerstreuten Höfen wohnen. Der auf unsrer Tafel dargestellte „Tijer dritter Kaste“ stellt einen Palmweinzieher dar, deren gefährliches und mühsames Gewerbe bekanntlich darin besteht, täglich die schlanken Palmbäume zu besteigen und den Saft aus den eingeschnittenen Blüthenkaspeln auszudrücken. Er trägt als ächter Malealim-Mann die Haarschleife (Zopf) an der vordern Seite, während alle übrigen Hindus in ganz Indien den Zopf am Hinterhaupt knüpfen; deßhalb bezeichnet ein indisches Wort die Malabaren spottweise als die Leute, die den Zopf vorne tragen. Die mit gelber Erde gemalten wagrechten Striche an Stirne, Hals, Brust und Armen (bald zwei, bald drei) lassen den Schiwa-Verehrer erkennen; denn die Wischnu-Verehrer tragen senkrechte Striche. Das Schweißtuch und der Palmblätterschirm darf nicht fehlen. In seiner Linken hält er den fast von Jedermann getragenen dünnen Eisenstab mit dem herabhängenden Kettchen, das bei jeder Bewegung einen weithörbaren Ton von sich gibt. Sein Weib hat das Haar nicht, wie sonst in ganz Indien der Fall ist, in der Mitte gescheitelt, sondern nach Malabar-Art auf die rechte Seite hinüber gekämmt und dann zum Zopf gebunden. Sie trägt in der Linken den beliebten Kopfschirm von Palmblättern, welchen Männer wie Frauen zugleich als Hut gebrauchen.

Die fünfte Figur zeigt einen Zimmermann, gleichfalls der Tijerkaste angehörend, mitten in seiner Arbeit. Sein Kopfhaar ist, wie die Hindus es lieben, bis auf kurze Stoppeln und den obligaten Zopf abgeschoren. Die sitzende Stellung ist dem Hindu bei allen seinen Gewerben und Arbeiten unentbehrlich; dabei gebraucht er seine Füße mit fast eben so großer Gewandtheit als die Hände. Seine schwärzere Ehehälfte neben ihm zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Kastenzeichen mit heiliger Asche und nicht mit gelber Erde sich gemacht hat. In der Rechten trägt sie einen Bund Stricke aus Kokosnußfasern. In Betreff des weiblichen Geschlechts hat das

zeug in unsern Missionen gemacht. Es sammelte sich um ihn bald eine zahlreiche Gemeinde, die theils aus seinen „schwarzen Kindern", wie er die Neubekehrten aus den Eingeborenen nennt, theils aus seinen „weißen Kindern" besteht, d. h. aus den Gliedern der in Cannanur stationirten europäischen Garnison, die durch seinen Dienst bekehrt wurden. Die Wirksamkeit unter den letzteren ist um so wichtiger, als die Garnisonen immer wechseln und somit die bekehrten Glieder derselben den Samen des

---

Malabarland die widerwärtige Eigenthümlichkeit voraus vor dem ganzen übrigen Indien, daß die Frauen und Mädchen aller Kasten gesetzmäßig nicht anders als in zurückstoßender Entblößung erscheinen, eigentlich noch mehr als die vorliegenden Bilder es darstellen.

Die dritte Klasse der Malabar-Bevölkerung bilden die sogenannten **Polier** (Parias) oder die Kastenlosen. Sie sind ohne Zweifel die Nachkommen der negerartigen Urbevölkerung Indiens, die vor den nachher eindringenden Hindustämmen das Land besetzt hatten und von diesen verdrängt oder zur härtesten Sklaverei herabgewürdigt wurden. Als die Kastenlosen werden sie von den Hindus für unrein geachtet, und es findet zwischen beiden keinerlei Berührung oder Gemeinschaft statt. Sie wohnen in abgesonderten Dörflein, die von den reinen Kastenleuten wie die Stätten des Todes oder der tödtlichen Ansteckung gemieden werden. Man braucht sie zu den geringsten Sklavenarbeiten. Begegnet ein solcher Polier einem Hindu aus höherer Kaste, so muß er weitab auf die Seite der Straße treten und Jenen vorübergehen lassen, damit er nicht verunreinigt werde. Auf unsrer Abbildung sieht man einen Postläufer aus dieser unglücklichen Menschenklasse; er hat die den Negerstamm charakterisirenden Wollenhaare; die Haarlocke rechts kennzeichnet den Malabar-Bewohner; als Polier hat er keinerlei Kastenzeichen. Den ledernen Briefkasten auf dem Rücken, den amtlichen Eisenstab mit den Geräuschmachenden Eisenringen in der Hand, läuft er in beständigem Trab eine oder zwei Stunden weit bis zur nächsten Poststation, wo er bei Strafe der Lohnentziehung zur bestimmten Minute eintreffen muß, übergiebt hier den Briefkasten einem andern bereitstehenden Postläufer, wirft sich draußen unter einen Baum zum Ausruhen, läßt sich etwa von einem Tijer (Palmweinzieher) aus einem für die Polier besonders gehaltenen Krug einen Schluck Palmwein um Geld reichen und kehrt wieder mit einem andern Briefkasten nach seiner Station zurück. Erst in neuerer Zeit übrigens hat die englische Regierung die Polier zu derlei Diensten zu verwenden angefangen, indem sie das achtungswerthe Bestreben hat, diese verachtete Sklavenklasse durch allerlei amtliche Beschäftigung nach und nach zu heben. Manche Gemeindeglieder der Basler Missionare stammen aus dieser Klasse. — Sein Weib, deren Schmuck aus Glasperlen und Ringen von Glas oder Kupfer besteht, hat in ihrer Rechten ein Palmblatt, aus welchem die Schirme gemacht werden, in ihrer Linken eine Art Kürbisflasche (aus einer ausgehöhlten Frucht) voll Wasser oder Palmwein. Zu bemerken ist noch, daß die Ringe um das Handgelenk den ehelichen Stand der Weiber anzeigen, wie bei uns die Eheringe, und daß bei dem Tod des Mannes die Wittwe ihren sämmtlichen Schmuck ablegt.

Heils immer wieder nach allen Gegenden hinaustragen. Auch wirkte bei manchen dieser englischen Soldaten die Gnade so mächtig, daß sie, nachdem sie ihren Abschied erhalten, sich als Katechisten unter Hebichs Leitung stellten und ihm eine sehr wichtige Hülfe für die Arbeit unter den Heiden wurden.

Diese eigenthümliche Zusammensetzung der Cannanur-Gemeinde aus Hindus und englischen Soldaten veranlaßte Missionar Hebich zu der Einrichtung, daß er bei den öffentlichen Gottesdiensten jedesmal in zwei Sprachen zu gleicher Zeit zu predigen versuchte. Dieß geschah dadurch, daß er selbst, vor dem Altar in der Kirche stehend, englisch predigte, während zu seiner Rechten ein tüchtiger gebildeter Katechist aus den Eingebornen stand, der sofort die englische Predigt Satz für Satz ins Maleälim übertrug. Dieß erforderte auf Seiten Hebichs eine große Einfachheit und Lebendigkeit der Darstellung, — eine Gabe, die er in hohem Maße besitzt; auf Seiten des Dollmetschers aber eine außerordentliche Gewandtheit im richtigen Auffassen, leichten und frischen Uebertragen und lebendigen Wiedergeben der Predigt für die Maleälim-Leute.

Nachdem Hebich sich längere Zeit mit ziemlich mangelhaften Gehülfen zu diesem Dollmetscher-Amte hatte behelfen müssen, erkannte sein heller Blick schnell in dem feingebildeten, reichbegabten Königssohne aus Kotschi den rechten Mann, der dafür wie gemacht schien. Ramawarma wurde nach kurzer Probezeit vorzugsweise zu diesem Amte von Hebich benützt, und er genügte dieser schwierigen Aufgabe mit bewunderungswürdiger Tüchtigkeit. Er übertrug Hebichs Predigten ohne langes Besinnen nicht nur rasch und treu ins Maleälim, sondern er gab sie der schwarzen Gemeinde gleichsam als ein originales, lebensfrisches, selbständiges Ganze wieder, als wenn es seine eigene, aus der innersten Tiefe seines Herzens kommende Rede wäre. Hebich selbst hat es oft wiederholt, daß sein Jakob seine „rechte Hand“ sei.

Neben dieser Aufgabe erhielt Ramawarma nach sechs Monaten die Anweisung, als Katechist die nahe Außenstation Tschirakal, die damals angefangen wurde, zu besorgen. Ehe er jedoch nach Tschirakal hinauszog, verehlichte er sich am 10. Febr. 1844 mit einem eingeborenen christlichen Mädchen, das er schon in Madras kennen gelernt hatte, und das ihm nachmals eine treue Gehülfin geworden ist.

„Wie aber stand es mit meiner Seele?“ fragt er selbst. „Ich hatte Gottes Wort oft und viel gelesen, auch Auslegungen der Bibel und andere gute Bücher studirt, viele Predigten und Ermahnungen gehört, und des

Herrn Arm war oft ausgereckt gewesen, mich zur Buße zu führen. Doch blieb ich von 1835 bis 1847 ein halber, getheilter Mensch. Ich wachte zuweilen auf, besonders in Krankheitszeiten, schlummerte aber wieder ein. Ich hatte die Form der Gottseligkeit, verläugnete aber ihre Kraft, obwohl ich vor groben Ausbrüchen meist bewahrt blieb. Aber der gnädige Gott und Vater unsres Herrn Jesu Christi hat sich zu mir geneigt, daß ich nicht in diesem schlaftrunkenen Zustand in den ewigen Schlaf übergehe. Er hat mich zu seinem Sohne gezogen und mir Gnade gegeben, mein Herz vor Ihm auszuleeren und in Seinem Blute volle freie Vergebung meiner Sünden, göttlichen Frieden und die Gabe des heiligen Geistes zu finden."

Wie das zugieng, das schildert er gleichfalls selbst.

„Im September 1847, als es Gott gefiel, die Cannanur-Gemeinde durch eine große Erweckung neu zu beleben, kam Herr Hebich an einem Donnerstag nach Tschīrakal zur Predigt. Damals weinten Daniel (jetzt Katechist in Palghāt) und sein Bruder Joseph laut auf und bekannten vor der Gemeinde ihre Sünden. Es kam eine große Erschütterung über alle Anwesenden. Ich stand da, um zu dollmetschen, zitterte aber vom Haupt bis zu den Füßen; es wurde mir heiß, das Herz schlug, die Zunge bebte. Ich mußte für einige Augenblicke in ein Seitenzimmer gehen, wo ich weinend mich setzte und etwas erholte, ehe ich weiter machte. Es war, als sagte mir eine Stimme: Du Verhärteter, öffne nun auch dein Herz! Ich hielt aber aus so gut ich konnte, bis die Predigt zu Ende gieng. Dann bekannte ich meine Sünden vor Herrn Hebich und Abends auch vor den Brüdern. Aber die Belgaum Sünde hielt ich zurück, und war darum wie ein Trunkener, wußte nicht, wie mich geberden. Am folgenden Sonntag, als ich die Predigt in Cannanur anhörte, kam es mir wie Feuer ins Herz; in einem Nu brannte es Alles zusammen und durchdrang alle meine Gebeine; ich vergoß einen Strom von Thränen. Ich sagte mir: Das ist das Feuer der Hölle, und war ganz elend. Es drang mich, mein Gift auszuspeien; doch wartete ich, um nicht die Predigt zu unterbrechen. Nach der Predigt aber waren etliche Herren bei Herrn Hebich, weßhalb ich nicht zu ihm konnte. Ich gieng zum Essen, konnte es aber nicht länger aushalten und lief, ohne die Hand zu waschen*), zum Prediger, indem ich ausrief: 'Ich bin verloren, verloren! So und so habe ich in

*) Die Hindus nehmen den Reis nicht mit Löffel oder Gabel, sondern mit den Fingern zu sich, weshalb immer nachher das Händewaschen.

Belgaum gesündigt; ich habe über das Gericht gezürnt und gelogen.' Auch sonst noch Vieles kam dann auf einmal in meine Erinnerung und ich sagte es heraus. Da öffnete mir der Herr die Augen. Ich sah Jesum auf Golgatha auch für mich gekreuzigt, aus fünf Wunden sein heiliges Blut auch für mich vergießend, und erhielt Gnade unter seinem Kreuz meine Last abzuwerfen, in diesem Quell zu baden und das Kleid seiner Gerechtigkeit anzuziehen. Er hat mich damals versichert: 'O mein Sohn, deiner Sünden sind viele, aber ich habe sie dir vergeben! Sei getrost, gehe hin im Frieden und sündige hinfort nicht mehr.' Von da an konnte ich Ihn mehr lieben und auf Ihn trauen; ich lernte mehr und mehr die Nichtswürdigkeit meines Herzens und die Eitelkeit der Welt erkennen und fühlen. Ich wünsche nun, daß Er zunehme und ich abnehme. Weil Er getreu ist, wird Er das in mir angefangene Werk vollenden, wird mir beim Uebergang über den Jordan zur Seite stehen und mich in sein Reich aufnehmen. Das glaub' ich gewiß. Seit jener Zeit konnte ich mich des theuer erworbenen Heils freuen und dasselbe mit Lust auch Andern verkündigen. Ich fand meine Seligkeit darin, Ihm zu dienen."

So gründlich, so tief und lauter war das Gnadenwerk, das in jenen Tagen an der Seele dieses edlen, feingebildeten Mannes ausgerichtet wurde. Er war von da an eine Zierde der Maleälim-Gemeinde, ein leuchtendes Exempel dessen, was der Geist Gottes aus einem Eingeborenen Indiens zu machen vermag, ein Licht in seiner Umgebung, eine Krone unsrer Brüder, ein Segen für Tausende.

Es befindet sich gegenwärtig in unserer Missionsanstalt zu Basel ein Eingeborener Indiens, der, obwohl jünger, mit dem seligen Ramawarma in brüderlicher Verbindung stand. Aufgefordert von dem Herausgeber schrieb er einige Erinnerungen an den theuern Entschlafenen nieder, die wir gerne hier wiedergeben.

„In Jakobs Gesichtszügen," sagt er, „lag etwas Edles, und ein Jeder, der mit ihm in Berührung kam, merkte bald, daß er einer höhern Kaste und Familie angehöre. Mit seinem Ernst vereinigte er eine Freundlichkeit, die Jedermann anzog; daher war er für seine Umgebung eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit.

„Er war zugleich ein demüthiger Jünger Christi. Es schien, als ob er seinen früheren Stand gänzlich vergessen habe; denn obwohl er ein Königssohn war, so hat er dennoch Keinen, auch wenn er aus der niedrigsten Kaste war, es fühlen lassen, daß er mehr sei oder wisse. Auch habe ich an ihm nicht bemerkt, daß er viel mit Hochmuth zu schaffen ge-

habt hätte, was wohl bei Solchen, die einst einer höhern Kaste angehörten, wie er, selten zu finden ist. Noch demüthiger wurde er nach seiner Bestimmung zum Predigtamt. Einst begleitete er Missionar Gundert nach Mangalur, wo er an einem Sonntag Morgen den Missionar Mögling predigen hörte. Dieser redete unter Anderem auch vom Hochmuth und von der falschen Demuth. 'Falsche Demuth,' sagte er, 'ist im Grunde nur eine andere Art von Hochmuth. Ist ein solcher Mensch früher auf irgend eine That oder Eigenschaft stolz gewesen, so bildet er sich jetzt auf seine Demuth etwas ein und glaubt, er sei ein frommer, demüthiger Christ.' Ob Jakob sich getroffen fühlte, weiß ich nicht; so viel aber sagte er nach der Predigt: 'Es war eine köstliche Predigt!' — 'und besonders,' fügte er hinzu, 'ist das, was er von der falschen Demuth gesagt hat, aus der Erfahrung genommen; Mögling hat einen tiefen Blick in das menschliche Herz. So sind unsere Herzen!'

„Mit großer Freude verkündigte er den Heiden das Evangelium, so oft er Gelegenheit fand, besonders auf den Götzenfesten zu Payawur und Taliparambu, wohin immer Tausende von Heiden zusammenkamen. Dort war er fast den ganzen Tag mit Verkündigung des Evangeliums beschäftigt. Sah er, wie die Bramanen durch ihre unnützen, vorwitzigen und spöttischen Fragen den Missionar Hebich verhinderten, in seiner Predigt fortzufahren, und so weder sie selbst hörten, noch Andere hören ließen, so nahm Jakob sich die Freiheit, Missionar Hebich zu bitten, er möchte ihn jetzt reden lassen, was ihm auch jedesmal gestattet wurde. In kurzer Zeit brachte er dann die stolzen Schwätzer zum Schweigen, indem er ihnen aus ihrer eigenen Religion, worin er vollkommen zu Hause war, bewies, daß sie von Grund aus falsch sei. Dabei zeigte er auch den Umstehenden, wie diese Bramanen weder selbst nach ihrer eigenen Religion wandeln noch die Andern recht lehren, sondern nur darauf bedacht seien, durch ihren Betrug und ihre Habsucht Alles an sich zu reißen. Er erwähnte ferner auch die vielen Ceremonien, die er selber in seiner Jugend verrichtet hatte, wie es da ganz anders zugehe, als die Andern meinen. Die Bramanen fühlten sich oft recht getroffen, und mehr als einmal kamen sie privatim zu ihm und baten ihn, er möge sie doch schonen und nicht so vor der Menge reden.

„Sonst war Jakob gegen jeden Heiden sehr freundlich, und die Heiden selbst liebten und ehrten ihn. Im Reisehaus, wo er immer eine Anzahl vornehmer Zuhörer um sich hatte, versuchte er ihnen ans Herz zu reden. Die Meisten pflegten ihn zu bedauern und sagten: 'Ach, du

Radscha's Sohn, was ist dir doch in den Sinn gekommen, deine Kaste, Familie und Verwandten, zu verlassen? Du hättest als eines Radscha's Sohn ein Leben in Ehre und Herrlichkeit führen können; statt dessen lebst du unter Leuten der niedrigsten Kaste und führst ein elendes und verachtetes Leben' und dergl. Seine Antwort lautete immer: 'Ein solch seliges Leben, wie ich es jetzt führe, hätte ich in meiner früheren Kaste und Familie nimmermehr führen können. Ich bin selig, ja seliger als ich es je früher geahnt hätte. Ich vertausche mein jetziges Leben mit keinem Reichthum und keiner Ehre der Welt. Ihr dagegen seid bemitleidenswerthe Leute! Ihr gehet ja verloren, wenn ihr nicht an Jesum glaubet.' Mit solchen Worten lud er sie Alle ein, in das Reich Gottes einzutreten.

„Auch in den Andachten und andern christlichen Versammlungen hat er immer an das Herz zu reden versucht. Ich werde es nie vergessen, wie er in einer Morgenandacht über das Bekenntniß des Schächers und über seine Rettung einige Worte sagte. Er stellte uns vor Augen das wahrscheinlich sehr sündige Leben des Schächers, seine Buße und seinen Glauben, und dann rühmte er die freie Gnade Gottes, die auch diesen großen Sünder annahm, als er sich bußfertig und glaubig zu Jesu wandte."

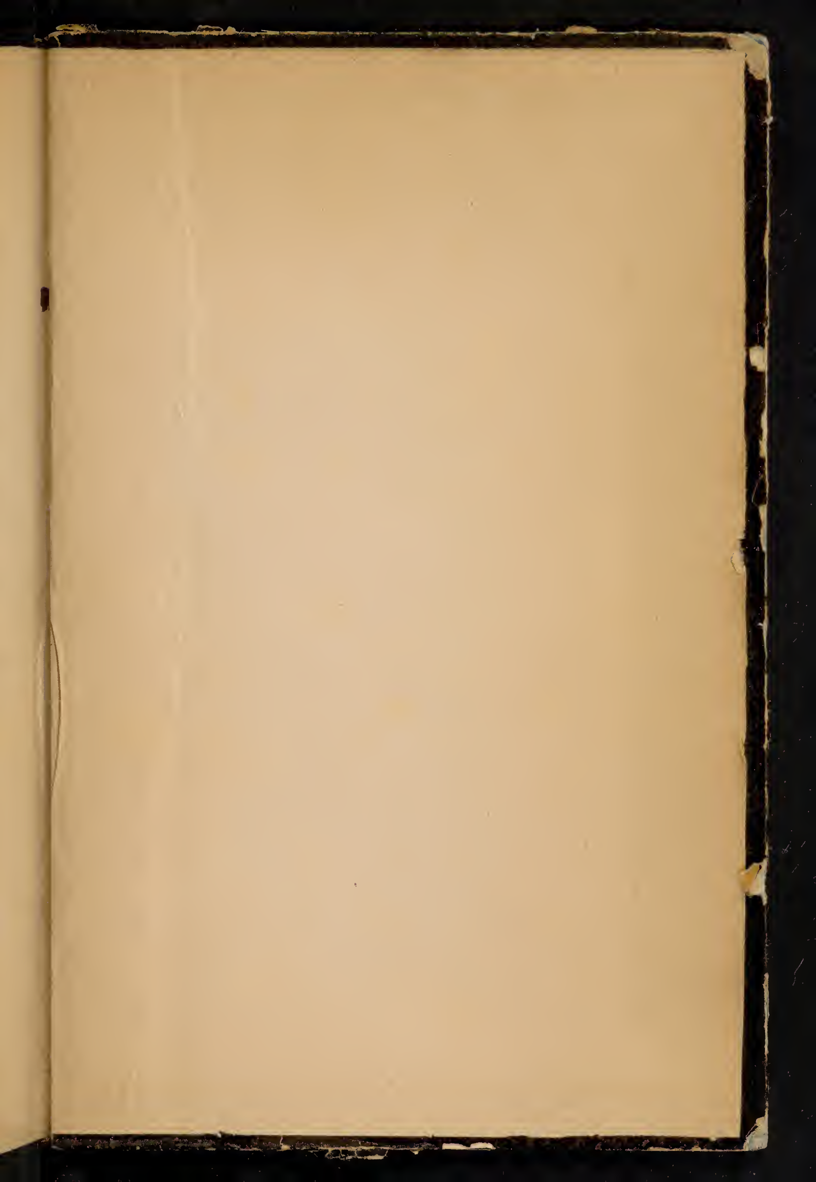
So erzählt von ihm Einer, der vielfach Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten. Was Wunder, wenn unsere Missionare bald anfiengen, den Gedanken in sich zu tragen, dieses ausgezeichnete Werkzeug der Gnade nach und nach für den ordentlichen Dienst am Evangelio heranzubilden. Als deßhalb Missionar Dr. Gundert im Jahr 1849 von Talatschēri nach Tschirakal versetzt wurde, nahm sich dieser ganz besonders unseres Ramawarma an, und unterrichtete ihn neben andern wissenschaftlichen und theologischen Fächern noch insbesondere im Deutschen, um ihm die reichen Schätze unserer theologischen Literatur zugänglich zu machen. Auch darin offenbarte Ramawarma seine reiche natürliche Begabung. Er bemeisterte die neuen Aufgaben mit großer Leichtigkeit und Beides, seine Gesinnung wie seine wissenschaftlichen Leistungen, legten nach und nach den Missionaren den Wunsch immer näher, daß die Committee ihn durch die kirchliche Ordination in die Zahl ihrer ordentlichen Missionare aufnehmen möchte.

Es war gegen Ende des Jahres 1855, daß die Committee die Anweisung nach Indien sandte, daß Ramawarma seinen Lebenslauf schreibe und nach Basel einsende, daß er dann im Beisein und unter Mitwirkung der Generalkonferenz unserer Missionare zu Mangalur gründlich in allen

Fächern der Theologie geprüft und die Zeugnisse über diese Prüfung an die Committee eingesandt werden. Wenn die letztere dann aus den eingesandten Papieren die Ueberzeugung gewinne, daß Ramawarma zur Uebernahme des ordentlichen Predigtamtes fähig und reif sei, so soll er durch eine Abordnung unserer Missionare feierlich ordinirt werden.

Ramawarma, der seinerseits zu diesen Schritten nichts beigetragen hatte, war durch die Aussicht, die ihm dadurch eröffnet wurde, eher erschüttert als gehoben. Er sah den Eintritt in das ordentliche Predigtamt als eine überaus ernste, heilige und verantwortungsvolle Sache an. Diese Stimmung zieht sich durch den ganzen Lebensabriß hindurch, den er nach Anweisung der Committee nun aufsetzte, und aus dem wir obige Mittheilungen, so oft wir ihn selber reden ließen, buchstäblich entnommen haben. Besonders ergreifend ist der Schluß dieser Selbstbiographie. „Zwei und vierzig Jahre lang," sagt er da, „hat der Herr mich getragen und geführt. Wie viele Gnade und Huld hat Er mir erwiesen! Schon sind viele meiner Altersgenossen und Freunde dahingeschieden, ohne das Heil gefunden zu haben, während ich als ein Denkmal seiner unendlichen Gnade noch dastehe und in diesen 21 Jahren, seit meiner Bekehrung, schon oft erfahren durfte, wie die Verheißung hundertfachen Ersatzes an denen in Erfüllung geht, welche um Seines Namens willen Alles verlassen. Daher glaube ich auch, daß was noch übrig bleibt, ohne Fehl an mir erfüllt werden wird. Sein Blut ist mein Heil, Sein Tod mein ewiges Leben! — Allerdings, wenn ich bedenke, wie ich mir, auch seitdem der Herr sich mir geoffenbaret hat, so viele Versäumnisse, Stolz, Lieblosigkeit, Unzufriedenheit, Selbstgerechtigkeit, Trägheit und andere Sünden zu Schulden kommen ließ, so könnte ich wohl zagen. Aber ich traue Ihm, daß Er mir das Alles nicht anrechnet, sondern mir um Seines heiligen Blutes willen vergibt und mich durch Seinen heiligen Geist in alle Wahrheit, Demuth und Liebe leiten und ewig selig machen wird. Das glaube, darum bitte ich. Amen."

(Schluß folgt.)





Jakob Ramawarma.

1. Die Bedürfnisse Indiens.

Im Juliheft dieses Magazins haben wir versucht, die Stellung und Bedeutung der eingeborenen Gehülfen in der ostindischen Mission mit einigen Zügen darzustellen. Wir faßten dabei vorzugsweise die Katechisten ins Auge, welche, ohne die kirchliche Ordination empfangen zu haben, in der mannigfaltigsten Weise für die Erleuchtung und Bekehrung ihrer Landsleute mitzuwirken berufen sind. Aber wir wiesen am Schlusse jenes Aufsatzes auch darauf hin, daß, wenn es in Indien zur Gründung einer festen, in sich starken und dauerhaften Nationalkirche kommen solle, nach und nach aus den Völkern Indiens selbst ein einheimischer Klerus müsse herangebildet werden, welcher, erleuchtet und getragen vom Worte Gottes und durch feste Kirchenordnungen zusammengehalten, unter Gottes Gnade die Bürgschaft für die unzerstörbare Dauer einer evangelisch-indischen Landeskirche darböte. Denn gleichwie schon in der allerersten Zeit des Christenthums die Apostel auf ihren Missionsreisen sich zunächst nur zu der Aufgabe berufen sahen, durch die Predigt vom Kreuze Gemeinden zu stiften und die ersten Gemeindeordnungen zu gründen, nicht aber die bleibenden Hirten und Bischöfe derselben zu sein, vielmehr die letzteren womöglich aus der jedesmaligen Gemeinde selbst zu bestellen und einzusetzen, so muß dieß zu allen Zeiten in denjenigen Ländern der Fall sein, in welchen das Christenthum neu eingeführt wird. Das Ziel, dem jeder unserer europäischen Missionare mit der ganzen Hingabe seines Wesens entgegen zu arbeiten hat, ist: sich selbst bald möglichst unter dem Volke, zu dem er gesandt ist, entbehrlich zu machen, und das